

zeigt Mertelsmann überzeugend, wie in Estland das Verschwinden der Staatsgrenze zur Herausbildung einer „mental Grenze“ gegenüber dem sowjetischen Aggressor und zu einer starken Negativbesetzung von allem Sowjetischen sowie einer retrospektiven Glorifizierung der staatlichen Unabhängigkeit führte. Erst nach Stalins Tod verbesserte sich der Lebensstandard, wodurch sich auch eine nationale Elite herausbilden konnte, die bei der Abschaffung der Sowjetherrschaft eine grundlegende Rolle spielen sollte. Pohl skizziert am Beispiel der Krimtataren und Russlanddeutschen die Auswirkungen der Desintegration durch Deportationen und die Versuche der Betroffenen, ihre nationalen Identitäten zu bewahren und ihr nationales Territorium zurückzuerhalten.

Walter C. Clemens wirft die Frage auf, warum sich die Situation im Baltikum nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion so grundsätzlich anders entwickelte als auf dem Balkan nach dem Zerfall Jugoslawiens, und versucht diese mithilfe der Komplexitätstheorie (complexity theory) zu beantworten. Während es in den baltischen Staaten nach der Wiedererlangung ihrer staatlichen Unabhängigkeit zu keinen nennenswerten ethnisch motivierten Konflikten kam, herrschten im zerfallenden Jugoslawien blutige ethnische Auseinandersetzungen. Clemens diskutiert dazu unterschiedliche Erklärungsansätze, von denen die meisten zu kurz greifen. Die russische Geschichts- und Erinnerungspolitik am Beispiel der Stadt Königsberg (Kaliningrad) steht im Vordergrund des Beitrags von Paul Holton. Er zeichnet die Umstände der Inkorporation Königsbergs und umliegender Teile Ostpreußens in die Litauische SSR nach. Anschließend skizziert er die postsowjetische Erinnerung Kaliningrads an seine vor-sowjetische Vergangenheit am Beispiel seiner 750-Jahrfeier.

Der Tagungsband macht deutlich, dass Grenzziehungs- und Grenzveränderungsprozesse ein konstitutives Element im Europa des 20. Jh. waren und dass deshalb ein gesamt-europäisch-vergleichender Zugriff eine interessante Untersuchungsperspektive eröffnet. Aufgrund der breit gewählten Thematik wirken die Beiträge hier jedoch etwas disparat, ein Umstand, dem durch eine Gliederung in thematische Einheiten hätte begegnet werden können. Insgesamt handelt es sich jedoch um einen interessanten Tagungsband, der die unterschiedlichen Aspekte von Grenzveränderungen beleuchtet und auf diese Weise deutlich macht, dass das Thema „Grenzen“ in der geschichtswissenschaftlichen Forschung noch längst nicht erschöpfend behandelt worden ist.

Marburg

Agnes Laba

Überall ist der Ball rund. Zur Geschichte und Gegenwart des Fußballs in Ost- und Südosteuropa. Nachspielzeit. Hrsg. von Dittmar Dahlmann, Anke Hilbrenner und Britta Lenz. Klartext. Essen 2011. 456 S., Ill. ISBN 978-3-8375-0297-8. (€ 29,90.)

Mit der Nachspielzeit setzen Dittmar Dahlmann, Anke Hilbrenner und Britta Lenz den Schlusspunkt unter die von ihnen herausgegebene Trilogie *Überall ist der Ball rund*. Selbst wenn diese kein geografisch und zeitlich umfassendes Handbuch darstellt, kommt dem Bonner Team das Verdienst zu, dem Fußball seinen gebührenden Platz in der osteuropäischen Geschichte verschafft zu haben.

Anders als die beiden ersten, 2006 und 2008 erschienenen Bände ist der jüngste nicht nach Ländern, sondern nach thematischen Gesichtspunkten geordnet. Auf diese Weise werden noch stärker Grundlinien deutlich, die über Staatsgrenzen hinaus zu bestimmten Zeiten ihre Wirkung entfaltet haben. So prägten nicht nur die Auflösung der Vereine und die Unterstellung der Sportklubs unter Betriebe, Ministerien oder die Armee den Fußball in allen Gesellschaften sowjetischen Typs, sondern auch direkte Eingriffe von Parteifunktionären in die Ligastrukturen und in den Transfer„markt“. Es sind eben diese politische Einflussnahme auf den Fußball und die Frage, wie viel Autonomie und „Eigensinn“ dieser gleichwohl bewahren konnte, die die Beiträge zur DDR (Dahlmann), zu Polen (Albert S. Kotowski), zur böhmischen Provinz (Stefan Zwickler), zu Baschkirien von den Anfängen bis in die 1970er Jahre (Marsil Farkhshtov) und zu Aserbaidschan (Eva-Maria AUCH) als Klammer zusammenhalten.

Die polnische Sportberichterstattung blieb, wie Gregor Feindt am Beispiel der polnisch-sowjetischen Länderspiele 1957 darlegt, staatlich gelenkt, blass und gegenüber der Sowjetunion unterwürfig. Sie kann daher – im Gegensatz zum (Zuschauer-)Sport selbst – nicht als Ventil interpretiert werden, das es erlaubt hätte, Rivalitäten innerhalb des Ostblocks kanalisiert abzureagieren. Jörg Ganzenmüller kommt in seiner Analyse des Fachblatts *Sovetskij sport* in der nachstalinistischen Periode zu einem differenzierten Ergebnis. Einerseits beobachtet er eine Entpolitisierung der Sportberichterstattung. Andererseits spiegelt diese insgesamt das gestiegene außenpolitische Selbstbewusstsein der Sowjetunion wider. Schließlich bildeten die vorgeblich der Fußballtaktik gewidmeten Debatten einen weit über den Sport hinausgehenden Diskurs über das Verhältnis von Individuum und Kollektiv in der Chrusčev-Ära. Für die beiden letztgenannten Artikel gilt, dass sie auf überzeugende Weise die Sportgeschichte in ihrer Interaktion mit Politik- und Gesellschaftsgeschichte erzählen und so in einen breiteren Kontext stellen, dass sie aber den spezifischen Kontext der Entwicklung der poststalinistischen Propagandasprache in der Sowjetunion und Polen sowie den linguistischen Forschungsstand nicht in ihre Betrachtungen einbeziehen.

Stefan Wellgraf erklärt unter Rückgriff auf Machttheorien Max Webers, mit Hilfe der Unterscheidung von symbolischem und ökonomischem Kapital im Sinne Pierre Bourdieus sowie in Anlehnung an Marcel Mauss' ethnologische Studie zur Kraft der Gabe das Interesse ukrainischer Oligarchen an der Unterstützung der nationalen Spitzenvereine Šachtar Donec'k und Dynamo Kyïv. In Polen, so das Fazit von Kotowskis Kurzüberblick über die polnische Fußballgeschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, verstärkte die Systemtransformation mit ihren Privatisierungen eine seit den frühen 1980er Jahren bestehende Krise und bereitete den Boden, auf dem die große Korruptionsaffäre, die im ersten Jahrzehnt des 21. Jh. aufbrach, heranwachsen konnte.

Die ambivalenten Funktionen des Sports in Straflagern, die von spezifischen Formen des Missbrauchs und der Ausbeutung der Insassen bis zu deren psychischer Stabilisierung und zur Aufwertung ihrer Lebensqualität reichen konnten und individuell durchaus unterschiedlich wahrgenommen wurden, untersuchen Wladyslaw Hedeler und Roland Bude. Als Beispiel dienen die Erinnerungen Budes an seine Zeit im sowjetischen Gulag. Matthias Winterschladen wendet mit großem Gewinn das Kulturtransferkonzept an, um die Ausbreitung des Fußballs im zentralrussischen Industriegebiet zu Beginn des 20. Jh. nachzuzeichnen. Notwendig für den Erfolg des Fußballs war zwar die Anwesenheit von Engländern mit einschlägiger Kompetenz, vor allem aber die Bereitschaft von Teilen der einheimischen Bevölkerung im urbanen Milieu, den Fußball mit „fortschrittlichen Werten“ zu verbinden, als „moderne Freizeitkultur“ zu importieren und als Gegenstück zum ständisch verfassten Russland zu inszenieren (S. 201 f.). Im agrarisch geprägten Griechenland, so Konstantin Loulos, wäre der Aufschwung des Fußballs in den 1920er Jahren ohne den Zustrom und die Integration politisch progressiver Flüchtlinge nach der „kleinasiatischen Katastrophe“ sowie dem damit verbundenen Urbanisierungsschub nicht denkbar gewesen.

Mit den Autobiografien jugendlicher Juden, die diese für die Wettbewerbe des YIVO (Yidisher Visnshaftlekher Institut) im Wilna der Zwischenkriegszeit verfassten, erschließt Hilbrenner einen neuen Quellentyp für die Erforschung des Breitensports. In ihrer Analyse arbeitet sie überzeugend heraus, dass der Sport von den jüdischen Jugendlichen als Gegensatz zu Bildung und Lektüre verstanden und als vorübergehende Leidenschaft dargestellt wurde. Es handelte sich um eine Episode körperlicher Selbsterfahrung im (männlichen) Reifungsprozess, die in einer traditionellen jüdischen Umgebung einen kathartischen Effekt hatte. Der Sport stehe in diesem Sinne „für ein neu verstandenes Judentum, in dem Körperlichkeit und Durchsetzungskraft eine wichtige Rolle“ spielen (S. 245). In zwei chronologisch aufeinanderfolgenden Beiträgen liefert Zwicker eine materialreiche Fallstudie zum Fußball in der böhmischen Provinz. In Teplitz-Schönau (Teplice-Šanov), das bis zum Zweiten Weltkrieg eine deutsche Bevölkerungsmehrheit und eine große jüdische Minder-

heit besaß, war der nationale Antagonismus zwischen Deutschen und Tschechen im Fußball während der Zwischenkriegszeit vergleichsweise unbedeutend. Die im Sport erworbene Popularität verschaffte einzelnen deutschen Spielern und Trainern die Möglichkeit „als Tscheche[n] ‚durchzugehen‘“ (S. 363) und deshalb ihre Karriere nach 1945/1948 in der Tschechoslowakei fortzusetzen. Die Ligazugehörigkeit des unter wechselnden Namen auftretenden wichtigsten lokalen Vereins hing in der kommunistischen Zeit nicht nur von den sportlichen Resultaten, sondern auch stark von sportpolitischen Weichenstellungen ab.

Weitere Fallstudien in Form von Vereinsgeschichten aus Rumänien (Chinezul Timișoara, Sebastian Balta), Bosnien-Herzegowina (F.K. Velež Mostar, Mujo Koluh) und Bulgarien (PFK Levski, Gergana Ghanbarian-Baleva) runden den lesenswerten Band ab. Insgesamt belegt auch der letzte Teil der Trilogie, dessen Fragestellungen insbesondere an die Kulturgeschichte des Politischen und der Gewalt, die Nationalismus- und Minderheitenforschung sowie die Geschlechter- und Mediengeschichte anschlussfähig sind, eindrücklich die Relevanz der Beschäftigung mit Körperkultur und Sport für das Verständnis der Geschichte Osteuropas.

Berlin

Stefan Wiederkehr

Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung. Hrsg. von Andreas Kappeler. Böhlau. Köln u.a. 2011. XIV, 453 S., 7 Ill., 4 farb. Kt. ISBN 978-3-412-20659-8. (€ 59,90.)

Dieser Sammelband zu Prozessen der Nationsbildung in der Ukraine im 19. und 20. Jh. setzt sich zusammen aus 30 erweiterten Beiträgen einer Konferenz, an der sich vom 1. bis 3. Oktober 2009 in Wien vor allem Historiker, aber auch Literatur-, Sprach-, Sozial- und Politikwissenschaftler beteiligten. Andreas Kappeler problematisiert einleitend mit Blick auf die Ukraine die Begriffe „Nation“ und „Nationsbildung“ (nation-building) und führt in den Stand der westlichen Ukraineforschung ein. Der Band gibt in sechs Abschnitten einen Überblick über eine Vielfalt von Themenbereichen: 1. Historiografie und Theorie, 2. Faktoren der Nationsbildung, 3. Das Verhältnis zu Russland, Polen und den Juden, 4. Regionale Varianten, 5. Vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Sowjetunion, 6. Nationsbildung im unabhängigen ukrainischen Staat.

In Abschnitt 1 werden Entwicklungen der ukrainischen Geschichtsschreibung nach 1991 (Orest Subtelny) bzw. der postsowjetischen Historiografie (Andrij Portnov) dargestellt. Philipp Ther (Wien) zeigt, dass „Nation“ und „Imperium“ je nach Kontext auf vielfältige Art miteinander interagierten und keineswegs nur als Gegensätze aufgefasst werden sollten. Er entwickelt den Terminus „nationalisierendes Imperium“ (S. 43 f., 48 f.), womit die Assimilation an die jeweilige Titularnation gemeint ist. Die Anwendbarkeit von transnationalen Forschungsansätzen auf die ukrainische Geschichte überprüft Anna Veronika Wendland, und Frank Sysyn befasst sich mit der Entstehung der ukrainischen Nation im 16. und 17. Jh. In Abschnitt 2 verweist Ricarda Vulpius darauf, dass starke Gegensätze zwischen unierter und orthodoxer Kirche nicht nur die ukrainische Nationsbildung behinderten, sondern auch das kirchliche und gesellschaftliche Leben der Ukraine bis heute prägen. Michael Moser kritisiert die nationale Perspektive der ukrainischen Sprachhistoriografie, und Stefan Simonek betont den mehrsprachigen Charakter der ukrainischen Literatur. Weitere Beiträge befassen sich mit Zentren für Gender- bzw. Frauenforschung in Kiev, Charkiv, Lemberg und Odessa (Tatjana Žurženko) sowie dem räumlich-territorialen Denken des ukrainischen Geografen Stepan Rudnyč'kyj über die Ukraine (Guido Hausmann). Die Bauern – die bis weit ins 20. Jh. hinein die Mehrheit der ukrainischen Bevölkerung stellten – verfolgten vorrangig eigene soziale Anliegen und standen nationalen Forderungen reserviert gegenüber, wie Kai Struve in einem Vergleich zwischen dem Habsburger- und dem Zarenreich verdeutlicht. Ukrainische Städte wurden wegen ihres geringen ukrainischen Bevölkerungsanteils nicht zu Kristallisationspunkten der ukrainischen Nationalbewegung, so Harald Binder.